

Literatur-Rundschau

Larcher, Gerhard/Grabner, Franz/Wessely, Christian (Hg.): *Visible Violence. Sichtbare und verschleierte Gewalt im Film. Beiträge zum Symposium "Film and Modernity. Violence, Sacrifice and Religion"*; Graz: 1997 (Beiträge zur mimetischen Theorie, 10), Münster: LIT (in Zusammenarbeit mit dem Druck- und Verlagshaus Thaur [Österreich]) 1998, 232 S., 49,80 DM.

Gewalt und Opfer sind die großen Themen des um die Arbeiten von René Girard (Stanford) und Raymond Schwager (Innsbruck) zentrierten „Colloquium on Violence and Religion“. Der vorliegende Band versammelt (in englischer und deutscher Sprache) siebzehn Beiträge der Jahrestagung 1997 dieser internationalen Arbeitsgemeinschaft, die in die „Zweite Europäische Ökumenische Versammlung“ in Graz eingebunden war. Dass eine Tagung des Colloquiums erstmals die Spiegelungen der Gewalt- und Opferproblematik *im Film* ins Zentrum stellte, kam nicht überraschend: Der Grazer Mentor des Colloquiums, der Fundamentaltheologe Gerhard Larcher, und sein Schülerkreis haben sich in den vergangenen Jahren bereits intensiv mit der „7. Kunst“ beschäftigt, u.a. mit den Arbeiten des österreichischen Regisseurs

Michael Haneke, die ebenfalls wiederholt verschiedenste Facetten des Themas Gewalt bearbeitet haben. Hanekes Filme sind denn auch Gegenstand zweier Beiträge des vorliegenden Bandes, und der Regisseur selbst hat sich mit einem konzisen Statement zu „Violence and media“ (93-97) an der Diskussion beteiligt.

Die Tagung ging aus von der These, „daß zeitgenössische Kunst durch ihre eigenen ästhetischen Ausdrucksweisen in hoher formaler und inhaltlicher Qualität die Fähigkeit besitzt, mimetische und gewaltsame Prozesse in Geschichte und Gesellschaft aufzudecken sowie unterdrückten historischen Leides und unabgeholter Hoffnungen zu gedenken. Besonders der Film als ästhetisches Projekt der Moderne impliziert und reflektiert nicht nur die gewaltsame Substruktur der modernen Zivilisation“, sondern ist nach Auffassung der Herausgeber „auch imstande, durch seine eigenen technischen und ästhetischen Elemente ein explizites Bewußtsein dieser Strukturen in ihrer aggressiven und verfremdenden Qualität zu schaffen und für eine eventuelle ‚subversive Allianz‘ mit der Religion offen zu sein“ (8).

Die grundlegenden Texte legen sich wie ein Rahmen um die

übrigen Beiträge: ein Essay von René Girard der die Fragen des Colloquiums mit dem Leitthema der 2. Ökumenischen Versammlung - „Versöhnung“ - verknüpft (Reconciliation, Violence and the Gospel, 211-221) und die Aufsätze der beiden Herausgeber Gerhard Larcher und Christian Wessely. Unter Rückgriff auf Theoreme Girards und des in der Filmszene (z.B. bei George Lucas und in etlichen Drehbuch-Handbüchern) stark rezipierten Religionswissenschaftlers Joseph Campbell skizziert Wessely Grundkoordinaten des „Opfers im kommerziellen Film“, besonders des „Sündenbockmechanismus“ (199-209). Unter dem Titel „Kunstfilm und anamnetische Kultur“ legt Larcher wichtige Überlegungen für eine theologische Ästhetik des Films vor, ohne dabei Problemzonen wie den Kult des „schönen Scheins“ als Teil der „Kompensations- und Verschleierungsmethoden der kapitalistischen Moderne“ (12) zu übersehen. Den Kunstcharakter des Films, seine spezifische „Aura“ sieht er primär begründet in seiner „narrativen Kompetenz“ (13), verstanden zuvorderst als Befähigung „einzigartige Konfigurationen von Zeiterfahrung (Eingedenken, Hoffnung auf Zukunft, qualifizierte Präsenz) zu entwerfen, wie sie in anderen Genres, außer vielleicht der Musik, in dieser Dringlichkeit nicht so leicht möglich sind“. (Larchers Gedan-

ken berühren sich hier mit Hans-Dieter Jüngers sehr lesenswerten Überlegungen zu „Andrej Tarkowskij's Konzept des Films“, die 1995 unter dem Titel „Kunst der Zeit und des Erinnerns“ bei der „edition tertium“ in Ostfildern erschienen sind). Die Möglichkeiten des Kinos, ein „Zeitgedächtnis“ zu konstituieren (16) verdeutlicht Larcher dann - inspiriert auch von J.B. Metz - in einer überzeugenden Analyse der komplexen Zeitbehandlung in Theo Angelopoulos' Film „Der Blick des Odysseus“ (16-21).

Die „Ebene der historischen, politischen und ethnischen Konflikte in Südosteuropa“ (8), die im Vorwort als einer der drei Schwerpunkte des Bandes vorgestellt wird, wird leider allein mit diesen Ausführungen Larchers zu Angelopoulos bestritten, und mit einem Hintergrund-Beitrag von Robert Hamerton-Kelly über „Ethnic Conflict and Historical Identity in South East Europe“, der allerdings keinerlei Bezug auf das Medium Film nimmt und im Kontext des vorliegenden Bandes etwas erratisch wirkt. Breiter repräsentiert sind die beiden anderen Schwerpunkte: Die Frage nach Gewalt- und Opferstrukturen einmal auf der Ebene „der soziopsychologischen und existentiellen Probleme innerhalb einer kapitalistischen, gänzlich von den Medien dominierten Zivilisation“, und zum anderen auf der Ebene „des juristischen Systems

der Gesellschaft mit dem Beispiel ‚Todesstrafe‘“ (8). Die erstgenannte Ebene wird insbesondere mit den verschiedenen Beiträgen zu den Filmen von Abel Ferrara und Michael Haneke ausgeleuchtet. Beachtung verdienen hierbei vor allem Peter Hasenbergs sorgfältige, an detaillierten Beobachtungen reiche Analyse „Pain and Redemption. Images of Jesus Christ in the Films of Abel Ferrara“ (59-76) und das bereits erwähnte Statement Hanekes: eine engagierte Reflexion u.a. auf die Annäherungsprozesse in der medialen Repräsentation von realer und fiktionaler Gewalt und deren Konsequenzen sowohl für die Rezipienten als auch für die Filmschaffenden. Sie ermuntert Haneke, nach Formen zu suchen, die der Entdifferenzierung in der Gewaltdarstellung gegensteuern. – Auf der juristischen Ebene ist besonders auf die vom Fundamentaltheologen Edmund Arens vorgelegte Adaption der Girardschen Sündenbock- und Opfertheoreme auf Tim Robbins’ „Dead Man Walking““ (99-115) hinzuweisen.

Weitere anregende, mitunter auch kritische Rückfragen stimulierende Beiträge des Bandes beschäftigen sich mit so unterschiedlichen Filmen wie „Natural Born Killers“ und „Pulp Fiction“ (Anthony Bartlett: „The Party’s Over [Almost]. Terminal Celebration in Contemporary Film“, 143-156), „Auf Wiedersehen, Kinder“ von Louis Malle (Diana Culberts-

on: „The Body and the Blood“, 187-197) oder John Carpenters „Halloween“ (John Pahl: „Spectacles of Adolescence and Youth Violence in American Culture“, 169-185). Die medienkritischen Töne, die hier bisweilen angeschlagen werden, steigern sich in Aquilino Duques Aufsatz „Modern film and the crisis of human values“ (133-141) zu einem arg eindimensionalen Kulturpessimismus. Nicht nur in diesem Fall hätte man gerne im Anhang des Buches einige Informationen über die BeiträgerInnen nachgelesen, doch leider fehlt ein entsprechendes Verzeichnis mit Kurzbiographien. Störend sind mitunter auch eine Reihe von anderen ‚Leerstellen‘ (so fehlen im Literaturverzeichnis bei sämtlichen Aufsätzen die Seitenangaben) und Versehen (etwa unvollständige Anmerkungen, z.B. S. 23, Anm. 23). Solche ‚Schönheitsfehler‘ vermögen aber den positiven inhaltlichen Eindruck nicht zu trüben. Der Band ist ein wichtiger Beitrag zum Thema „Gewalt und visuelle Medien“, das durch die tragischen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit noch an Brisanz gewonnen hat. Wer sich jenseits saisonaler Aufgeregtheit mit dieser Problematik beschäftigen will, wird an dem Buch nicht vorbeikommen.

Reinhold Zwick

Plake, Klaus: Talkshows. Die Industrialisierung der Kommunikation, Darmstadt: Primus-Verlag 1999, 176 S., DM 34,00

Talkshows sind ein zentrales Phänomen unserer Medienwelt. Sie werden täglich gesehen, und das nicht nur von Erwachsenen, sondern auch von Kindern und Jugendlichen. Deshalb ist es kein Wunder, dass sich auch die Pädagogen um das „Phänomen Talkshow“ kümmern. Klaus Plake, Professor für Erziehungssoziologie an der Universität der Bundeswehr in Hamburg, hat das getan; gleichwohl ist kein pädagogisches, sondern eher ein kommunikationswissenschaftliches Werk entstanden, das die Talkshows in ihrer Geschichte, Typologie und Funktionsweise sowie in ihren gesellschaftlichen Hintergründen beleuchtet.

Nach einer Einführung in die Struktur dieser Sendeform (12-31) erstellt Plake eine „kleine Typologie der Talkshow“ (32-48). Dabei unterscheidet er drei Grundformen: a) das „Forum“, bei dem es um (oft politische) Sachthemen geht und das „den Eindruck eines demokratischen Diskurses“ entstehen lassen soll; b) die „Personality-Show“, die (vorwiegend prominente) Persönlichkeiten in den Mittelpunkt stellt und bei der die Gäste das eigentliche Thema sind; c) die „Bekanntnis-Show“, die auf die ungeschützte Preisgabe von Gefühlen

und Intimitäten zielt. Jeder dieser Typen ordnet er bestimmte Zuschauerreaktionen zu: zu a) intellektuelle Anregung und aggressive Erregung; zu b) Eskapismus und projektive Identifikation; zu c) Versöhnung, Mitleid, Lebenshilfe. In einem etwas gewollt wirkenden Neun-Felder-Schema zeigt er auf, dass die Verteilung von Talkshow-Typus und Reaktion idealtypisch, aber auch in Mischformen auftreten kann. In einer „Archäologie der Talkshow“ verdeutlicht der Autor, wie, wo und warum welche Typen entstanden bzw. verschwunden sind.

Anschließend gibt Plake einen kurzen Überblick (49-57) über aktuelle Tendenzen, die er unter den Stichworten „Die Vertäglichung des Talks“, „Talk als direkte Ansprache des Publikums“ und „Die Talkshow als Ersatz für die Wirklichkeit“ zusammenfasst. Das fünfte Kapitel ist ein kritischer Blick auf die „falschen Versprechungen“ der Talkshows (58-101). So werde in Personality-Shows Elite versprochen, aber geboten würden Menschen, die von den Medien selbst zu Prominenten gemacht worden seien. So entstehe „ein bedenklicher Zirkelschluss, wenn festgestellt wird, daß für Prominenz dasselbe Medium Ursache und Wirkung ist“ (59). Versprochen würden in Bekenntnisschows Therapeuten, die das Leben bestehen helfen; geboten würden aber nur professionelle Moderatoren, die eine perfekte

Sendung abliefern wollten und denen jede therapeutische Charakteristik (z.B. Vertraulichkeit, Heilungswille) fehle. Versprochen würde auch eine „Schule der Toleranz“, die auf Schutz der Minderheiten zielt; was geboten würde, sei ein Panoptikum von Absonderlichkeiten und Monstrositäten. Schließlich würde auch eine neue Form der Demokratie, des Mitspracherechts des Volkes versprochen; doch was Talkshows böten sei „eine geschickte Regie“, „manipulatives Geschick der verantwortlichen Redakteure“ und ein Talkmaster, der jederzeit „Herr des Gesprächs“ sei (95).

Das sechste Kapitel ist der Frage gewidmet, wer wieviel spricht und wer diese Gespräche anschaut. Auffällig ist dabei, dass mitunter die Moderatoren länger sprechen als ihre Gäste und dass Frauen, obwohl zahlenmäßig in der Mehrzahl, in den Gesprächsanteilen oft unter denen der Männer liegen; Letztere zeichneten sich außerdem dadurch aus, dass sie Gesprächsimpulse der Moderatoren oft ignorierten und dadurch ihre „Unabhängigkeit betonen“ (109). Bezüglich der Rezipienten referiert Plake einschlägige Studien und kommt zu dem Fazit: „Jüngere, mobile Menschen, die geistig beweglich sind und über viele Kontaktmöglichkeiten verfügen, brauchen nicht den Fernseh-talk ... Wer sich dagegen zurückzieht, wer erleben muß, daß seine sozialen Verkehrskreise im-

mer kleiner werden, der wird aus der munteren Gesprächsatmosphäre ... erhöhten Nutzen ziehen“ (116).

Welches sind die gesellschaftlichen Bedingungen, die das Genre Talkshow zum Blühen bringen? Plake nennt zunächst das „Interesse an der Biographie des anderen“. Dabei geht es nicht nur um die „natürliche Neugier“. Vielmehr sei die Talkshow Teil der „allgemeinen Psychologisierung der Beziehungen“ (121). Die Menschen seien im Berufs- und Privatleben mehr und mehr herausgefordert, „die biographische Identität des Gegenübers zu berücksichtigen und mit dem Bild vom eigenen Ich zusammen zu bringen“ (122). Für diese Aufgabe ist die Talkshow das ideale Übungsfeld. Attraktiv ist außerdem, dass die Fernsehgespräche „den Alltag verdoppeln“, denn es handle sich um Gespräche, die „in ähnlicher Weise überall geführt werden“ und thematisch die Nähe zum Alltag suchen. Dadurch würden sie als kommunikativer Gewinn empfunden.

Talkshows, so der Erziehungswissenschaftler, sind Ausdruck einer „Industrialisierung der Kommunikation“, insofern sie ein in seiner Länge geplantes Gespräch über einen in seiner Thematik geplanten Inhalt erzwingen. Darin sind sie rationaler als ein informelles Privatgespräch; Geselligkeit und Spontaneität seien allenfalls nachgeahmt. Als In-

dustrieprodukt erkennbar sei diese Form der Kommunikation schon daran, dass Mensch und Maschine in ihr zusammen kommen. Diese „Maschinenkonversation“ (149) könne menschliche Kommunikation verhindern, aber auch anregen, zum Beispiel durch ein parallel zur Fernsehdebatte stattfindendes Gespräch.

Abschließend wirft Plake unter dem Titel „TV-Talk und Chat im Internet“ (155-172) einen Blick in die Zukunft. Er diskutiert die Perspektive, eine Talk-Show interaktiv durch die Beteiligung des Fernsehpublikums zu gestalten und räumt dieser aus dramaturgischen Gründen wenig Chancen ein. Ungesteuerte Interaktion würde die Sendung verlangsamen, daher werde „mit zunehmender Interaktivität das Interesse des Fernsehzuschauers noch flüchtiger“ (157). Größere Zukunftschancen gibt Plake dem Chat im Internet. Diese Gesprächsform hebe zeitliche, räumliche und thematische Begrenzungen der Kommunikation auf. Andererseits schaffe sie – im Unterschied zum Fernsehen – keine Gemeinschaft, keine „Zuschauergemeinde“. „Das Internet läßt keine sozialen Bewegungen entstehen, es schafft keine Trends und Strömungen, die sich in kollektiven Handlungen artikulieren“ (165). Es sei unpolitisch und beliebig, dafür aber individuell und weniger industrialisiert.

Was ist besser? Plake schreibt:

„Wer Chat mit Talk vergleicht, mag den TV-Gesprächen einiges abgewinnen. So chaotisch, so unsachlich-selbstbezogen der Fernsehdiskurs auch immer geführt werden mag, es gibt doch immerhin noch ein ‚Format‘, einen Sendepplatz, Anfang und Ende einer Sendung. Was allerdings den TV-Talk unbehaglich macht, ist die Gefahr, daß dieses Format dem Alltag zunehmend aufgedrängt wird, daß also das reproduziert wird, was von der elektronischen Gesprächsmaschine angeboten wurde“ (170).

Insgesamt ist das Buch von Plake eher populär- als hochwissenschaftlich geschrieben. Er fasst deutsche und amerikanische Untersuchungen zusammen und verbindet sie mit eigenen Ideen zu einem gut lesbaren, informativen Sachbuch, das auch jene mit Gewinn lesen können, die in den kommunikationswissenschaftlichen Terminologien nicht zu Hause sind.

Susanne Haverkamp

Schreiber, Hermann: Henri Nannen. Drei Leben, München: C. Bertelsmann 1999, 448 S., DM 49,90

Eine der schillerndsten Figuren im deutschen Journalismus der Nachkriegszeit ist der Gründer des „stern“, Henri Nannen (1913-1996), langjähriger Chefredakteur der bis heute auflagenstärksten Illustrierten aus dem Hamburger

Verlag Gruner + Jahr. Drei Jahre nach Nannens Tod hat der frühere „Spiegel“-Reporter und spätere „Geo“-Chefredakteur Hermann Schreiber das bewegte und abenteuerliche Leben Nannens erzählt. Im Untertitel ist von drei Leben die Rede. Gemeint ist damit zum Ersten das Leben Nannens vor der „stern“-Gründung, in dem es um seine Jugend als Sohn eines Polizisten in Emden, um die Jahre als Kunststudent in München und um seine nicht immer rühmliche Soldatenzeit als Chef einer Einheit für Kampfpropaganda in Italien geht. Das zweite Leben ist das als Chefredakteur und im dritten Teil schildert Schreiber das Engagement Nannens für die Kunsthalle Emden.

Entstanden ist ein Buch, das Nannen in vielen Facetten darstellt. Dort, wo etwas über das Wirken des „stern“-Gründers zu erfahren ist, findet sich auch manche bekannte Einzelheit, aber das ist kein Schaden. Der „stern“-Reporter und spätere Baghwan-Anhänger Jörg Andreas Elten hat ja bereits in seiner Autobiographie „Karma und Karriere“ Nannens Charakter skizziert. Einblicke in das turbulente Innenleben der Magazin-Redaktion liefern auch der langjährige „stern“-Layouter Herbert Suhr in seiner Autobiographie und Peter-Ferdinand Koch im 813-Seiten-Wälzer „Der Fund“, in dem Koch in positiver Weise den Reporter Gerd Heidemann darstellt, der die an-

geblichen Hitler-Tagebücher aufgetrieben hat. Schreiber bewundert Nannens Organisationstalent und Gespür für aktuelle Themen, sieht ihn als charmante wie cholerische Persönlichkeit, als gezielten Provokateur und mächtigen Gefühlsmenschen. Er beschreibt den „stern“-Chef als einen Journalisten, der zunächst ohne Konzept ein buntes Bilderblatt produzierte, sich erst nach und nach der Politik widmete und zum Befürworter der sozialliberalen Koalition wurde, zum Gegner des Abtreibungsparagrafen 218 und vehementen Unterstützer von Willy Brandts Ostpolitik. Er schildert die Machtkämpfe in der Redaktion ebenso wie das Privatleben, ohne dass die Darstellung voyeurhaft wirkt. Am Rande gestreift wird der folgenreiche Artikel „Brennt in der Hölle wirklich ein Feuer?“ des 34jährigen „stern“-Redakteurs Jürgen von Kornatzki, der, wie Schreiber formuliert, „sozusagen mit gezogener Pistole auf die Sakristei der katholischen Konkurrenz losgegangen war“. Der am 14. Januar 1962 publizierte kirchenfeindliche Beitrag führte dazu, dass die CDU die „stern“-Veröffentlichung als Verletzung christlicher Empfindungen schärfstens missbilligte und Gerd Bucerius fragte, wie seine Zugehörigkeit zur CDU mit seinem Verhalten als „stern“-Verleger zu vereinbaren sei. Bucerius legte daraufhin sein Bundestagsmandat nieder und trat aus der

CDU aus. In den sechziger Jahren gab es auch die heftigen bis rüden Attacken Nannens gegen Bundespräsident Heinrich Lübke. Hier wirkt Schreibers Sicht im Hinblick auf Nannen recht apologetisch. In Rudolf Morseys Lübke-Biographie und in Hubertus Knabes Werk „Die unterwanderte Republik – Stasi im Westen“ wird diese Auseinandersetzung jedenfalls völlig anders dargestellt.

Insgesamt handelt es sich um eine detailreiche, unterhaltsam geschriebene Biografie, die Nannen trotz aller Differenzierungen überwiegend wohlwollend darstellt. Gerade im Hinblick auf die Gründerzeit deutscher Zeitschriften und Zeitungen in den ersten Jahren nach 1945 lohnt sich die Lektüre. Zumal Nannen, wie auch immer man ihn beurteilt, neben Springer und Augstein zu den herausragenden Persönlichkeiten dieser Phase gehört.

Christof Haverkamp

Stuiber, Heinz-Werner: Medien in Deutschland. Band 2: Rundfunk, Konstanz: UVK Medien 1998, 2 Bde., zusammen 1.170 S., DM 98,00

1994 waren als „Medien in Deutschland Band 1“ erschienen: der Band Presse von Heinz Pürer und Johannes Raabe (inzwischen in zweiter, korrigierter Auflage 1996). Im Jahre 1998 folgte dann

der „Band 2“ (Rundfunk), als solcher wiederum in zwei Bänden, beide über 500 Seiten stark. Spätestens hier merkt man, dass der Gesamttitel des Werkes zwar treffend, aber nicht besonders geschickt gewählt ist; jedenfalls stellt er eine heikle Bibliographier-Aufgabe für Erstsemester dar.

Dessen ungeachtet wird auch der Rundfunkband sich als sehr brauchbares Vergewisserungsmittel erweisen und wie der von Bausch herausgegebene Fünfbänder „Rundfunk in Deutschland“ (dtv 1980) zugleich Geschichte und Status gründlich und umfassend dokumentieren. Aber was alles ist in diesen 20 Jahren geschehen! Wie der Pürer-Band einen Schnitt legte, kurz nachdem die deutsche Presse durch die Wiedervereinigung die größte Veränderung der Nachkriegszeit erfahren hatte, so muss Stuiber gleich zwei große Rundfunkveränderungen bündig einzufangen versuchen: die Dualisierung des Systems seit 1984 und ebenfalls das Hinzutreten der neuen Länder und die radikale Umgestaltung des DDR-Rundfunks. Das Buch beginnt dann auch mit der Frage: „Ob der Zeitpunkt günstig gewählt ist, jetzt eine umfassende medienkundliche Darstellung über den Rundfunk vorzulegen?“ Ein solide gemachtes Buch hat zu jeder Zeit seinen günstigen Zeitpunkt – aber durch diesen Zeitpunkt ist ihm

tatsächlich über das „Medienkundliche“ hinaus die Funktion einer doppelten Wendebeschreibung zugefallen, es bekommt damit eine zeitgeschichtliche Dimension, die man später schätzen, vielleicht auch kritisieren wird.

Ohne Historie im weiteren Sinne kommt die Gesamtdarstellung ohnehin nicht aus: Das dritte Kapitel behandelt die Zeit bis 1945, das vierte und fünfte die Nachkriegszeit in West bzw. Ost. Ergänzend ist für historische Fragestellungen das Kapitel 2 (Rundfunktechnik) heranzuziehen. Der Generalakzent des Werkes liegt jedoch auf Fragen der Strukturen (Organisation, Recht, Finanzen) und auf der im großen ganzen transparenten Beantwortung der Fragen, wie es funktioniert, warum es (in Deutschland) so funktioniert und wie es dazu gekommen ist, dass es heute so funktioniert. Systeme, Strukturen, Organisationsmodelle und die Entwicklung des Rundfunkrechts haben sichtlich die stärkere Aufmerksamkeit des Autors gefunden als etwa die Abbildung der Rundfunkanstalten und -unternehmen als gewordene, gewachsene „Persönlichkeiten“. So sind auch die einzelnen Anstalten mit Ausnahme von NWDR, RIAS und ZDF nicht ohne weiteres via Inhaltsverzeichnis auffindbar. Man begegnet ihnen auf den Fluren, quasi ad exemplum. Wer systematisch suchen will, bediene sich

des Registers. Dort findet man sie durchaus; anders hingegen vermisst man: Unter „K“ wird zwar die Kirch-Gruppe notiert, nicht jedoch Kirche oder Kirchen oder Kirchenfunk. Auch bei Religionsgemeinschaften heißt es Fehlanzeige, obwohl doch deren Stellung in den deutschen Nachkriegsrundfunkanstalten eine höchst bemerkenswerte Ausformung erfahren hat. Also sucht Unsereiner im Kapitel 5 (Rundfunkprogramme), wird aber nicht fündig, was angesichts der notwendigerweise verwendeten Grobkategorien verständlich ist: Kirchenfunksendungen (wie immer sie auch heißen) sind „Programmelemente, die nicht unter die oben genannten Kategorien fallen“ und deshalb „keine besondere Rolle“ spielen (S. 1046).

Ungünstig ist die Platzierung der Literaturangaben, die jeweils am Ende eines Kapitels stehen. Das macht schon sehr viel Blätter-Arbeit, wobei der Rezensent einräumt, dass Suchstile Geschmacksache sind.

Michael Schmolke

Elitz, Ernst: Qualität, Quark und Quote. Orientierungsprobleme im Medienschungel, (Eichstätter Materialien zur Journalistik 13), Eichstätt 1999, 24 S. (Das Heft ist zum Preis von DM 8,00 zu beziehen beim Lehrstuhl für Journalistik II, Katholische Universität

Eichstätt, Ostenstraße 26, 85072 Eichstätt.)

Über Qualität in den Medien wird vor allem seit Einführung des dualen Systems ebenso viel geklagt wie geforscht. Auch die „Eichstätter Medientage“ haben sich mit dem Thema befasst und den Intendanten beim DeutschlandRadio Berlin, Ernst Elitz, eingeladen, das Eröffnungsreferat zu halten. Dies liegt nun in gedruckter Form vor.

In gewohnt pointierter Weise skizziert der altgediente Journalist darin seine Sicht von Qualität und deren Mangel. Den Qualitätsmerkmalen wie gute Recherche, Unabhängigkeit und Verzicht auf Voyeurismus stellt er das momentane Fehlverhalten gegenüber, das ausgelöst wird durch Konkurrenzdruck, verschärftes Tempo und die Zuspitzung auf Sensation und Dramatik. Der Medienmarkt würde so zu einem „Markt für Indiskretionen“ (13). Die öffentlich-rechtlichen, gebührenfinanzierten Programme hätten, so Ernst Elitz, hier einen besonderen Auftrag, den er in „zehn Geboten für den Informationsjournalismus“ ausfaltet. Wer diese Gebote einhält, so sein Fazit „wird möglicherweise keine Traumquoten einfahren. Aber er ist ein Garant für journalistische Qualität, an der sich andere messen lassen müssen“ (17).

Dennoch entgeht Elitz der Versuchung, Qualität und Quote ge-

geneinander auszuspielen. Im Gegenteil sei auch die Quote eine Beurteilungsebene für Erfolg; die anderen beiden seien Kosten und Reputation, wobei letzteres in viele Einzelkriterien zu differenzieren sei (Verständlichkeit, Präsentation, Aufbereitung, Exklusivität u.a.). Die drei Beurteilungsebenen würden für öffentlich-rechtliche wie private Anbieter gelten, die entscheidende Differenz läge aber in der „unterschiedlichen Gewichtung von Kosten, Quote und Qualität“ (20). Daher sei die Rundfunkgebühr, die eine relative Freiheit vom Kostendruck garantiere „mehr als ein Finanzierungsinstrument, sie ist eine Qualitätssicherungsgebühr“ (21).

Fazit: Ein klassischer Vortrag eines klassischen Journalisten und deshalb für werdende Journalisten immer noch lesenswert.

SuK

Hohlfeld, Ralf: Systemtheorie für Journalisten. Ein Vademecum (Eichstätter Materialien zur Journalistik 12), Eichstätt 1999, 51 S. (Das Heft ist zum Preis von DM 8,00 zu beziehen beim Lehrstuhl für Journalistik II, Katholische Universität Eichstätt, Ostenstraße 26, 85072 Eichstätt.)

Für Studierende der Journalistik bzw. der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft gibt es einige Stolpersteine. Einer davon ist die Einführung in sozialwis-

senschaftliche Methoden und Statistik, ein anderer ist die Einführung in die Systemtheorie und ihre Bedeutung für die Welt der Medien. Ralf Hohlfeld hat es offenbar schon mehrfach unternommen, Letzteres zu vermitteln. Eine undankbare Aufgabe, wie er schreibt, „um so mehr, wenn es sich bei denjenigen, denen die Systemtheorie ein Stück näher gebracht werden soll, um praxisgeriige Studierende der Journalistik handelt“ (4). Als Vorbereitung und Hilfe hat er die vorliegende Broschüre verfasst. Zwei Gefahren wollte er dabei entgegen: Der Gefahr eines „Schonwaschgangs“, der zwar eingängig ist, aber den Gedanken Niklas Luhmanns nicht gerecht wird, und einem „100 Grad-Programm“, das „den gravierenden Nachteil hat, schwerverständlich und schwerverdaulich zu sein“ (11). Entschieden hat er sich deshalb für „Dunkles Buntes bei 60 Grad: Einen vereinfachten sprachlichen Zugang, aber in der Sache ohne Abstriche“ (11).

Die Absicht ist gelungen. Hohlfeld schafft es, durch einen biografischen Zugang Interesse zu wecken und durch eine klare Gliederung und möglichst viele Beispiele intellektuelle Durststrecken zu überwinden. Er differenziert zwischen einem Abschnitt über die Wurzeln der Systemtheorie, der weitgehend im soziologischen Umfeld verbleibt (13-25), der systemtheoretischen

Theoriebildung im Fach Publizistik/Kommunikationswissenschaft, die dem Fachinteresse der Leser schon näher kommt (26-33), skizziert kurz Theorieversuche, die noch nicht konsensfähig sind (34-36) und widmet sich zum Schluß der für praxisgeriige Studierende entscheidenden Frage, welche empirische Relevanz die Systemtheorie hat.

Das Fazit: Ein gelungener Waschgang, empfehlenswert nicht nur für Eichstätt.

SuK

Nachruf auf den "Ost-West-Informationsdienst"

Der „Ost-West-Informationsdienst des Katholischen Arbeitskreises für zeitgeschichtliche Fragen“, gegründet 1961 als „Informationsdienst des Katholischen Arbeitskreises für zeitgeschichtliche Fragen“, hat sein Erscheinen (jedenfalls in der inzwischen klassisch gewordenen Form) mit Ende des Jahres 1999 beendet. Er soll unter dem Titel „Ost/West. Europäische Perspektiven“ weiterleben, getragen vom Zentralkomitee der deutschen Katholiken und dem Bischöflichen Werk Renovabis. Da Michael Albus und Wolfgang Grycz, die Redakteure zweier Jahrzehnte, ihrer Aufgabe treu bleiben werden und auch Paul Roth als Autor weiterarbeiten wird, darf man hoffen, dass Geist und Stil erhalten bleiben.

Der „Informationsdienst“ ist/war die bescheidenste politische Zeitschrift der Bundesrepublik und - wie wir erst nach 1989 erkannt haben - eine der wichtigsten. Im DIN A5-Format, seit einiger Zeit im roten, früher im weißen Karton geheftet, sieht auch das letzte Heft (Nr. 203/1999) noch immer aus, als sei es aus dem Wachsmatrizen-Vervielfältiger gezogen und von den Redakteuren selbst zusammen geheftet worden. Kein Tand, kein Schmäh, kein Bild, keine Spur von „Glanz-kacke“ (pardon!), keine Konzession an den Zeitgeist. Nur Texte: relativ kurze Aufsätze, Interviews, Reportagen, Dokumentationen. Niemals überakzentuiert, niemals sensationell. Freilich, bei manchen Texten merkte man Wochen oder Monate später, dass sie eine Sensation enthalten hatten. Spätestens 1990 erkannte man, dass die ganze Zeitschrift eigentlich eine Sensation (gewesen?) war. Aus keinem deutschsprachigen Titel, auch aus „Spiegel“ und „Zeit“ nicht, hatte man klarer herauslesen und herausahnen können, welcher Druck sich da in Osteuropa zusammenbraute. Mit einem Schlag avancierten die wegen ihrer primitiven Falzung sperrigen Heftchen zu einer der wichtigsten Quellen für die Anbahnung der „Wende“.

Michael Albus berichtet in Nr. 203 (S. 23-34), wie das gelingen konnte: Die Mehrheit der Informanten saß hinter dem Eisernen

Vorhang. Die Möglichkeit, auf den noch geduldeten Austausch-ebenen der Kirche, auch neben und hinter diesen, seriöse Quellen auf die denkbar vertraulichste Weise auszuschöpfen, hatte (und verwirklichte) nur diese Zeitschrift. Offiziell ging es in den publizierten Texten meist um kirchliche, auch um dezent formulierte kirchenpolitische Belange. Aber wer lesen konnte, sah mit den Jahren umfassende Bilder der Gesellschaften in der DDR und den anderen Ostblockländern entstehen. Sie erwiesen sich - damals und erst recht 1989 - als wahr. Überhaupt: Wenn alljährlich nicht nur Journalistenpreise verliehen, sondern auch ein Wahrheitsindex zu den Inhalten deutschsprachiger Medien erhoben würde, der „Informationsdienst“ hätte ihn wieder und wieder gewonnen.

Ab 1990 waren Redakteure und Mitarbeiter konsterniert, für eine Weile jedenfalls: Aus den Staubwolken der Revolution tauchten weder eine feste Burg noch ein Haus voll Glorie auf. Alles bröckelt. Aber man blieb beim Schwierigsten: dem Schreiben der Wahrheit.

Das allerletzte Heft (Nr. 204) wird, was stünde dieser Zeitschrift besser an, ein Register der Ausgaben 141 bis 203 sein: das Register eines historischen Vierteljahrhunderts.

Michael Schmolke